

Gruß und Dank dem Sowjetvolk! Ruhm und Ehre den Helden der Sowjetarmee!



9. Mai 1945, Roter Platz: Die Moskauer Bevölkerung feiert den Sieg über die faschistische deutsche Armee. Foto: ADN/ZB

April 1945: Sowjetsoldaten verteilen in den Straßen Berlins warmes Essen an die Bevölkerung. Foto: UZ/Archiv

Sie führt 40 Jahre zurück in den Sommer 1945 an den Stadtrand von Dresden. Ich war damals ein knapp vierzehnjähriger Pommeler, dem das Grauen der miterlebten Zerstörung seiner Heimatstadt, der Teilnahme am sogenannten Katastropheneinsatz, der Töten und Verwundeten, des großen Fesslers und wieder neuer Bombenangriffe auf der Seele lag, aber auch das Entsetzen über den verlorenen Krieg und die Angst davor, was nun kommen würde. Hatten wir doch gelernt, „wenn die Russen den Krieg gewinnen, so werden sie uns alle fertigmachen“. Angst vor der Revanche ganz im Sinne faschistischer Ideologie, eingepfiff als Durchhalte-motivation.

Sowjetische Soldaten waren bei uns eingezogen, und wir fürchteten die Schule fand nicht statt in den ersten Monaten nach dem Krieg, und so wurden wir Jungen in den Wald geschickt, um Birnen zu fällen. Unser Lohn war das Holz, was wir nach der Arbeit heimtragen konnten. Also nahm man eine Birne, die gerade so stark war, daß man das Stammende auf der Schulter tragen konnte und versuchte, sie heimzuschleppen.

Und auf einem solchen Heimweg passierte es.

Noch in Sichtweite des Arbeitsplatzes hielt ein Jeep, und ein sowjetischer Soldat sprach mich an: „Du, wohin?“ Ich wußte, jetzt ist es aus mit mir. „Tragen“ war gesagt und nicht „hinter sich herziehen“. „Nach Hause“, mehr brachte ich nicht heraus. Da aber geschah etwas für mich Unbegreifbares. Er stieg ab, nahm ein Seil aus dem Wagen, band meinen Baum hinten am Wagen fest, schob mich zum Auto. „Zeige nach Hause.“ Dorthin brachte er mich und mein Holz. Am Ende seine Frage: „Du morgen?“ Ich sagte ja und fühlte mich noch einmal davongekommen.

Am nächsten Tag geschah das gleiche, aber da wußte ich schon, daß er zu einer Autokolonne gehörte, die in unserer Nähe an einem Waldweg lag. Dies war der Beginn meiner ersten Freundschaft zu einem sowjetischen Menschen.

In der Arbeitspause ging ich zu ihm. Er mußte etwas zu sagen haben, denn die anderen behandelten ihn mit Achtung und ich fühlte mich sicher bei ihm. Ob er sich um mein Vertrauen bemühte, weiß ich nicht mehr, aber er erwarb es. Unsere Freundschaft dauerte Monate. Durch ihn vorerhielt ich die Angst vor der Roten Armee. Er brachte bei mir den in der Schule eingetrichterten stupiden Haß auf die Sowjetunion zum Einsturz.

BEGEGNUNG

Bei ihm lernte ich meine ersten Worte Russisch und er bei mir Deutsch, und im Laufe der Zeit konnten wir uns unterhalten. Er brachte mir das Schachspiel bei und schlug mich erbarmungslos - „du wehrst dich schlecht.“ Von ihm hörte ich das erste Mal den Namen Marx mit Achtung ausgesprochen, und daß die Ideale, denen sein Land folgt, eigentlich von Deutschen geboren wurden. Als ich einmal zu ihm sagte, ihr habt uns besiegt, erwiderte er: „Wir haben den Krieg nicht gewollt. Wir wollen überhaupt

keinen Krieg, und wir haben ihn nur zurückgetragen dorthin, wo er begonnen worden ist.“ Und dann erzählte er mir über das Furchtbare, das mit seinem Land geschehen war und von dem ich noch nichts wußte.



Gerhard Märker

keinen Krieg, und wir haben ihn nur zurückgetragen dorthin, wo er begonnen worden ist.“ Und dann erzählte er mir über das Furchtbare, das mit seinem Land geschehen war und von dem ich noch nichts wußte.

Als wir uns schon vertraut waren, fragte ich ihn einmal: „Mila (so nannte ich ihn), bist du Kommunist?“ Ich fürchtete mich vor der Antwort, denn er mußte doch wissen, daß dieses Wort in meinem Erlebnisbereich immer ein Schimpfwort gewesen war. Er aber antwortete genauso, wie ich es heute als etwas für mich Selbstverständliches tun würde: „Ja, ich bin Kommunist.“ Und damit riß er wieder etwas bei mir ein - gleichsam einer unter heutiger Sicht manchem etwas infantil anmutenden Logik fol-

gend - wenn er Kommunist ist, dann kann das nichts Böses sein und Untermenschentum sehen gar nicht. Als im Oktober die Schule wieder begann, fragte er mich, ob ich nun wieder auf die Oberschule gehe. Ich antwortete „nein“. „Es ist zu sowieso sinnlos und alles ist aus, und außerdem habe ich kein Schulgeld.“ Wir waren vier Kinder und der Vater nicht da. Er reagierte wütend. „Nichts ist aus, jetzt fängt es erst an für dich. Wie es wird bei euch, weiß ich nicht. Aber du mußt lernen. Ich helfe dir.“ Und so kam

es, daß ich wieder zur Schule ging. Und er besahle mir das Schulgeld jeden Monat bis zu seiner Demobilisierung im Mai 1946.

Sein Einfluß war es auch, der mich im November 1945 in die Antifa-Jugend führte, wo ich auch dann deutsche Antifaschisten kennen- verstehen- und abschleimernie. (Eintrittsgeld zu den Jugendabenden ein Brikkett oder einige Stücke Feuerholz).

Am Weihnachtsabend, zu dieser Zeit kam er schon ab und an zu uns nach Hause, saß er mit uns am geklauten Weihnachtsbaum, packte Rot und Zucker aus für uns, und dann weinte er. Seine Frau und seine beiden Kinder, der Sohn etwas jünger als ich, waren verschol-

den, wahrscheinlich auf der Flucht vor den Deutschen umgekommen.

Als er fortging, um heimzukehren, spürte ich, daß neben seiner Freude auch Furcht vor dem was, was er zu Hause vorfinden würde, und er sagte mir: „Der Krieg war schrecklich, aber wir werden es auch jetzt schwer haben.“ Was ihn insgesamt bewegt hat, sich mir so zu widmen, so an mir zu handeln, weiß ich nicht, aber Erklärungen gäbe es viele. Sicher aber ist, er hinterließ in mir Zuneigung auch zu seiner Heimat, Hoffnung für die Zukunft und das Gefühl für die Richtung, in der die Antwort auf die Fragen zu suchen war, die mich und die Generation der damals vierzehnjährigen bedrückten.

Und gewiß ist auch so wie er mir zeigte, daß er mich, den Sohn eines geschlagenen Gegners, ernst nahm und achtete, lernte ich von ihm, daß man den anderen achten muß, weil er ein Mensch ist, und daß man sich um ihn bemühen muß um der Sache willen und weil es vielleicht gerade für ihn wichtig ist.

Und noch etwas ist gewiß. Er war es, der den Weg ebnete, der mich in die „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion“ führte, aus der 1949 die „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ hervorging. Er stand auch hinter mir, als ich 17jährig als Mauerlehrling Mitglied der Partei der Arbeiterklasse wurde.

Viele Jahre sind seitdem vergangen und wenn man sie überschaut, so ist es erlaubt zu sagen, daß wir es uns nicht leicht gemacht haben, so wie es uns auch nicht leicht gemacht worden ist, aber daß es sich gelohnt hat. Denn es ist beglückend zu wissen, wir sind ein Bruderland des Staates, der damals an der Spitze stand, den vom reaktionärsten Flügel des Imperialismus gebrochenen Frieden mit Gewalt wieder herzustellen und heute Vorkämpfer aller jener ist, die ihn mit Kraft und Macht und Klugheit verteidigen, um das Leben der Menschheit zu bewahren, damit es auch für unsere Nachfahren noch Geschichte gibt. Während ich dies schreibe, liegt sein Bild vor mir, das er mir daließ, der Kommunist und Starshine einer Gardeinheit der sowjetischen Armee, Emil Grigorievitch Nedjelka, der mich im achtten Sinne des Wortes zweimal befreite. Einmal mit der Waffe von einem barbarischen faschistischen System und einmal mit Verstand und Herz von der Furcht vor dem Leben.

GERHARD MÄRKER, Sektion ML

Das Jahr 1945 war für mich der bedeutendste Wendepunkt im Leben. Als 15jähriger Schüler der Leipziger Schillerschule, die damals in der Springerstraße stand, hatte ich am 27. Februar dort Wachdienst, als Dutzende von Spreng- und Brandbomben diese Schule restlos vernichteten. Fast urstickt nach vielen Stunden aus dem halb eingestürzten Keller gerettet, begannen wir jungen Menschen verwohren mehr zu ahnen als zu begreifen, daß das Ende des „Großdeutschen Reiches“ für uns nicht unbedingt das eigene Ende, sondern vielleicht die Rettung werden könnte. Als einige Wochen später, im April, sich die amerikanischen Panzer unserer Heimatstadt näherten, tauchten verstreut auf Flugblättern die Parolen des NKFD auf: „Frieden -

klasse des 7. Schuljahres übertragen, 40 Schüler, davon ein Drittel Kriegswaisen. Wir hatten 30 Stunden wöchentlich in sämtlichen Fächern zu unterrichten, die Ausbildung lief nebenbei. Für den Geschichtsunterricht bedurfte es einer besonderen Lizenz, auf die ich besonders stolz war. Wir jungen Lehrer gründeten ein „FDJ-Lehrer-Aktiv“, das sich zur Aufgabe machte, die Ziele der „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ zu propagieren und zu realisieren. Als Pionierleiter wurden wir gleichzeitig Aktivisten der deutsch-sowjetischen Freundschaft.

Als 1949 das Atombombenmonopol der USA gebrochen wurde, forderte die Sowjetunion besonders nachdrücklich das Ver-

Den Sieg der Freundschaft verkünden

Erinnerungen an die ersten Jahre in der DSF

Freiheit - Brot“. Wir folgten ihnen, verweigerten den Befehlshabern des „Volkssturmes“ den Gehorsam und hielten weiße Fahnen.

Am 2. Juli 1945 rückten dann die sowjetischen Truppen in Leipzig ein. Unvergesslich sind für mich die ersten Kontakte mit den Rotarmisten, die mir und den halb verhungerten jüngeren Geschwistern mit Essen aus der Feldküche halfen. Wenige Tage später, am 7. Juli, erschien das „Amtliche Nachrichtenblatt Nr. 11 der Stadt Leipzig“. Dort war der Befehl Nr. 2 von Marschall Shukow abgedruckt, der die Tätigkeit der antifaschistischen Parteien und Organisationen erlaubte. In dieser Zeitung fand sich neben der Einladung zu einem Sinfoniekonzert zur Beerdigung der Roten Armee im „Ufa-Theater-Capitol“ auch ein Artikel, in dem die Bedeutung einer neuen Lehrpersönlichkeit für die bevorstehende entscheidende Aufgabe der demokratischen Schulkultur betont wurde. Meine antifaschistischen Lehrer begeisterten mich dafür, an der Lösung dieser großen und schönen Aufgabe mitzuhelfen.

Wenn ich heute darüber nachdenke, welche die stärksten Impulse für meine Entwicklung in den ersten Jahren nach dem Krieg waren, so muß ich die sowjetische Literatur, in erster Linie die beiden Bücher „Wie der Stahl gehärtet wurde“ und „Der Weg ins Leben“ nennen. Zur Sowjetliteratur kam ich durch die damalige „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion“. Was mich faszinierte war die unbeugsame Entschlossenheit der Menschen, einen schier aussichtslos scheinenden Kampf für den Fortschritt sturem zu Ende zu führen. So wie Makarenko gingen in der Sowjetischen Besatzungszone Tausende von Neulehrern ans Werk mit grenzenlosem Vertrauen zur jungen Generation, mit glühender Begeisterung.

Mit 18 Jahren wurde ich Neulehrer. Ich bekam eine Jungen-

bot dieser Waffe. Neben vielen Flugblättern und Zeitungen aus den Jahren 1945-1950 besitze ich ein besonders wertvolles Erinnerungstück aus jenen Jahren: den sorgfältig ausgearbeiteten Text einer Rede, die ich im Mai 1950 auf einer Festveranstaltung zum „Monat der deutsch-sowjetischen Freundschaft“ in der vollbesetzten als Aula benutzten Turnhalle der damaligen 37. Grundschule in Leipzig vor der Elternschaft hielt und in der ich begeistert von Makarenko erzählte. „Die Sowjetunion gibt der Welt die Zuversicht, daß ein Massenmorden mit Benutzung der Atomenergie verhindert wird. Auch wir werden unsere Kräfte zur Erreichung dieses Zieles nicht schonen. Wenn es uns gelingt, überall das neue hohe Verantwortungsbewußtsein der Menschen zu wecken, überall denselben Kollektivismus zu entwickeln, wie es Makarenko gelungen ist, dann leisten wir den schönsten Beitrag zur deutsch-sowjetischen Freundschaft und zur Erhaltung des Friedens. Dann werden bald ebenso wie in der heutigen Kulturveranstaltung überall in der Welt die Lieder der Völker der Ländergrenzen überschreiten und den Sieg der Freundschaft verkünden.“

Prof. Dr. GERHARD MANN, Sektion Chemie



GESPRÄCH



Vor genau 20 Jahren hatte ich, damals Lehrer an einer polytechnischen Oberschule, das große Glück, eine Reise mit der „Völkerfreundschaft“ nach Leningrad als Auszeichnung zu erhalten. Aus der Fülle der Erlebnisse sei nur eine Be-

gegnung am Rande hier wiedergegeben. Da uns am letzten Tag unseres Aufenthaltes noch ein paar Stunden und einige Rubel bis zur Abreise verblieben, nutzten wir diese für einen Stadtbummel zu zweit entlang des Newski-Prospektes. Meine

Frau schlug vor, einmal mit der „Metro“ zu fahren. Wir betreten die Bahnhofshalle, in der sofort einige beleuchtete Tafeln und Fotos meine Aufmerksamkeit fesselten, während meine Frau, nahezu ohne russische Sprachkenntnisse, jedoch im Besitz der restlichen „Finanzen“, Fahrkarten kaufen wollte. Doch anstelle von Fahrkarten bekam sie eine Handvoll Wechselgeld in 5-Kopeken-Stücken, und erst jetzt bemerkte sie, daß keine Fahrkarte, sondern ein einzuwerfendes 5-Kopeken-Stück das Passieren einer Lichtschranke ermöglichte.

Während wir uns darüber austauschten, wurden wir plötzlich von einem Mann mittleren Alters angesprochen: „Guten Tag! Sie sind sicher zum erstenmal in Leningrad und haben einige Schwierigkeiten. Ich will ihnen gern behilflich sein.“ Da diese Worte in einwandfreiem Deutsch gesprochen waren, vermuteten wir einen Landsmann. Unser Gegenüber stellte sich jedoch als Russe, Leningrader, Ingenieur aus den bekannten Kirow-Werken vor. Er kam soeben von seiner Schicht, wollte nach Hause und war uns zufällig hier begegnet. Er war sofort

bereit, uns für die nächsten einhalb Stunden auf unserer Fahrt zu begleiten und uns sachkundig zu führen.

Um es vorweg zu nehmen: Jeder der Bahnhöfe, die wir an diesem Tag mit unserem Begleiter besichtigten, glied einem unterirdischen Palast, jeder hatte seine besondere Bedeutung und Geschichte, und unser sowjetischer Reiseleiter wurde nicht müde, uns alle Einzelheiten genauestens zu erklären und auf unsere Fragen geduldig zu antworten, und das, wie bereits bemerkt, in gutem Deutsch. Nun wollten wir von unserem Freund (wie wir ihn insgeheim bereits nannten) etwas mehr wissen, über seine Familie, seine berufliche Tätigkeit und vor allem über den Ursprung seiner ausgezeichneten Beherrschung der deutschen Sprache. Bei letzterer Frage wurde er, wie mir schien, etwas erostert und nachdenklicher: „Ich habe schon in der Schule deutsch gelernt und erhielt nebenbei Unterricht von meinem Vater, der an einer Leningrader Hochschule die deutsche Sprache lehrte. Außerdem war ich vier Jahre in Deutschland - von 1941 bis 1945.“

Dann erführen wir ein - leider nicht einmaliges - Schicksal: Zusammen mit seinem Vater, der nach einer Operation einen Erholungsurlaub erhalten hatte, befand er sich unweit der Grenze in einem belebten Dorf und wurde vom Kriegsausbruch überrascht. Sein Vater wurde kurze Zeit später von den Deutschen als „Verdächtiger“ erschossen, er selbst nach Deutschland verschleppt, wo er als „Fremdarbeiter“ Sklavenarbeit, zum Teil in Rüstungsbetrieben, leisten mußte. Als er nach dem Kriegsende endlich heimkehren konnte, lebte von seinen Angehörigen niemand mehr, die Mutter und zwei Schwestern waren bei der Blockade Leningrads ums Leben gekommen. Auf der Rückfahrt konnte meine Frau, die die Tragik der Ergebnisse dieses Mannes besonders obdug, sich nicht enthalten, an ihn die Frage zu richten: „Sagen Sie bitte, Sie haben uns jetzt mehr als eine Stunde Ihrer Freizeit geopfert, und es gab für uns kaum einen netteren und aufmerksameren Begleiter. Und das, obwohl gerade Sie von solchen, die sich Deutsche nannten und unsere Sprache redeten, so Furchtbares erfah-

ren haben? Ich weiß nicht, ob ich das könnte!“ Die Antwort darauf haben wir uns gut eingeprägt: „Ihre Frage ist berechtigt, und es war für mich lange Zeit nicht leicht, darauf zu antworten. Ja, ich habe Deutsche erlebt, die schlimmer als wilde Tiere waren. Ich mußte sogar für sie dolmetschen, und ich habe die deutschen Faschisten. Aber ich habe in der besonders schlimmen Zeit auch unterscheiden gelernt, denn Deutsche haben mir selbst zweimal das Leben gerettet. Wenn ich jetzt deutsche Gäste in Leningrad treffe, spreche ich gern mit ihnen in ihrer Muttersprache, und bei vielen erate ich selbst, aus welcher Gegend sie kommen. Übrigens: Meine beiden Söhne lernen deutsch und sprechen schon recht gut, mein ältester wird in Dresden studieren.“ Nach kurzer Pause fügte er hinzu: „Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Freunde und Feinde gibt es wohl in allen Sprachen der Welt. Aber es ist niemals die gleiche Sprache, ihre Worte haben anderen Klang und auch andere Bedeutung, und auch daran erkennt man sie bald.“

Dr. HEINZ SÄNGER, Sektion m.-l. Philosophie